

Protokoll zur Winter School 2016

»Interdisziplinarität in der Qualitativen Bildungsforschung«

7.-10. November 2016 in Essen

Programm, weitere Informationen und Dokumentation unter
www.uni-due.de/winterschool2016



Hochschulöffentliche Programmteile:

Montag, 7. Nov. 2016	Podiumsdiskussion mit Christine Wiezorek und Rainer Winter
Dienstag, 8. Nov. 2016	Keynote I von Daniel Wrana „Rezeptionspraktiken in der Diskursanalyse zwischen Linguistik und Sozialwissenschaften: Disziplinäre Perspektiven und Gegenstandskonstruktionen“
Donnerstag, 10. Nov. 2016	Keynote II von Shirley Steinberg „Qualitative Research: Employing the Bricolage“ Abschlussplenum mit einer Evaluation der Teilnehmenden

Montag, 7. November 2016

Podiumsdiskussion

mit Christine Wiezorek (Gießen) und Rainer Winter (Klagenfurt, Österreich)

Nach einer kurzen Vorstellung zu ihrer disziplinären Wissenschaftssozialisation als studierte Sozialpädagogin mit Bezügen zur psychoanalytischen Pädagogik und soziologischer Ausbildung besonders während der Promotionsphase nahm Christine Wiezorek eine spezifisch erziehungswissenschaftliche Perspektive zur Qualitativen Bildungsforschung ein und unterstrich die Differenz zwischen sozialwissenschaftlich-rekonstruktiven Ansätzen und anderen erziehungswissenschaftlichen Perspektiven der Bildungsforschung. In einer ersten Positionierung markierte sie, dass mit den primär soziologisch geprägten rekonstruktiven Zugängen über Bohnsack, Oevermann oder Schütze gerade nicht nur der Gegenstandsbezug die erziehungswissenschaftliche Perspektive bestimme und an diesem allein die disziplinäre Perspektive nicht scharf zu stellen sei. Vielmehr sei es besonders das Erkenntnisinteresse, durch das sich „das Erziehungswissenschaftliche“ ausweise. Erziehungswissenschaftliche

Forschung habe über Beschreibung und Analyse komplexer sozialer Zusammenhänge, die mit Bildung und Erziehung zu tun haben, immer auch die Aufforderung weiter zu denken, was daraus für pädagogische Zusammenhänge folgen (diese Frage müsse am Anfang zur Konzeption und am Ende gestellt, während der Forschung jedoch suspendiert werden).

Ein zweiter Punkt sei die methodische Ausrichtung auf Fallanalysen. Im Unterschied etwa zu Fachdidaktiken habe die Erziehungswissenschaft eine größere Freiheit zur Forschung, insofern eine Interventionsorientierung weniger bereits in den Forschungsansätzen eingelagert ist. Beobachtetes kann als Bildung beschrieben werden, ohne den Fokus eng ziehen zu müssen.

Drittens bezog sich Wiezorek auf ihre sozialpädagogische Selbstpositionierung, in der sie nicht primär nach Bildungsprozessen frage, sich zum Bildungsbegriff vielmehr abstinenter verhalte, sondern das Aufwachsen im Allgemeinen und vor allem die Bedingungen des Aufwachsens befrage: damit rückten die Verhältnisse in den Blick, unter denen Selbst- und Weltverhältnisse ausgestaltet werden (müssen). Mit der doppelten Positionierung in der Erziehungswissenschaft einerseits und einer transdisziplinären Positionierung innerhalb der Sozialpädagogik andererseits könne der eigene Blick interdisziplinär geschärft werden.

Viertens beanspruchte sie schließlich, dass Bildungsforschung sozialisationstheoretisch fundiert betrieben werden müsse. Formale Perspektiven auf Bildung ließen tendenziell außer Acht, dass wir es im Prozess des Aufwachsens mit mehr zu tun haben als im Bildungsbegriff gefasst werden könne. Hier kann der ergänzende Begriff der Sozialisation hilfreich sein. Außerdem könne eine sozialisationstheoretische Perspektive dafür sensibilisieren, dass Bildung selbst eine kulturelle Praxis ist – und auf kulturellen Praktiken beruht, die als Bildung gesellschaftlich anerkannt werden.

Im Anschluss stellte sich auch Rainer Winter kurz vor, indem er zunächst auf sein Studium von Psychologie, Philosophie und Soziologie verwies. In der Psychologie sei für ihn ein Störfaktor gewesen, dass die Psychoanalyse nicht anerkannt worden sei; die Philosophie habe ihn gelehrt, dass es sehr differente Zugänge gebe; die Soziologie habe deutlich gemacht, dass kritische Zugänge nur wenig Raum haben. Ein eigener Weg sei notwendig und dennoch müsse eine Position in disziplinären Kontexten gefunden werden.

Winter markierte drei Herkünfte seines Denkens: erstens die Frankfurter Schule der 1930er-Jahre (in ihrer Verbindung von Philosophie mit unterschiedlichen Disziplinen) mit dem Ausgangspunkt gesellschaftlicher Problemlagen und historischer Kontextualisierungen; zweitens die *Birmingham School of Contemporary Cultural Studies* (transdisziplinär von Beginn an mit ihrem Interesse an populärer Kultur und politischer Ausrichtung) mit ihrem Interesse an Phänomenen wie Jugendkulturen (Hall: Soziologie besser betreiben als Soziologie selbst) mit einem gesellschaftskritischen und pädagogischen Hintergrund (Relevanz von und für Bildungsprozesse); drittens die neuere qualitative Forschung in den USA mit ihrer Frage nach dem Einsatz qualitativer Methoden mit dem Ziel, gesellschaftliche Veränderungen anzustoßen. Der Einfluss des Poststrukturalismus sei im Unterschied zur deutschsprachigen Debatte

hier zentral (auch die eigene Positionierung der Forscher*in sei wichtiger, z.B. in Autoethnographie o.ä.). Hier sei eine Aufgabe der objektivierenden Haltung zugunsten einer subjektivierenden Forscher*innen-Haltung mit der Aufführung eigener Erfahrung sowie Möglichkeiten der Artikulation für marginalisierte Gruppen gefordert. Die Idee der transdisziplinären Anlage sei sehr anregend und der Ausgang von Fragestellung, die methodische Zugänge aufwirft, kann nur transdisziplinär geschehen.

Nach den beiden ersten Statements folgte eine moderierte Diskussion in verschiedenen Themenblöcken. Christine Wiezorek merkte an, dass die Relevanz sozialer Verhältnisse in der Erziehungswissenschaft eine sehr unterschiedliche Rolle spielte, in Abhängigkeit zur disziplinären Ausrichtung. Ihr eigenes Interesse sei disziplinär auf das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen bezogen und habe insofern immer auch eine politische Dimension im eigenen forscherschen Tun. Rainer Winter sah die Notwendigkeit, politische und gegenstandsbezogene Dimensionen zusammenzudenken, da sonst kein Phänomen in seiner Totalität erfasst werden könne. Es gehe ihm um die Analyse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen und die Frage nach Möglichkeiten der Umverteilung von Macht.

Eine erste Themenrunde bezog sich daraufhin auf die jeweils eigene Position zu Interdisziplinarität, da mit dieser auch eine gewisse Beliebigkeit einhergehen könne. Rainer Winter merkte an, dass ein Plädoyer für Pluralität als Beliebigkeit verstanden werden könne, jedoch bilde sich im Gegenstandsbezug der Fokus. Methodendiskussionen müssten geführt werden, wobei es keine „how-to-do“-Anleitungen geben könne. Christine Wiezorek markierte eine Differenz zwischen soziologischer und erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung v.a. über bildungstheoretische Fundierungen (etwa mit Marotzki), wodurch im gelungenen Fall eine Kluft zwischen empirieloser Bildungstheorie und theorieloser Bildungsforschung überwunden werde. Als Beispiele nannte sie Koller, Marotzki und Nohl, die aber alle vorwiegend erwachsenenorientiert seien und damit das Bildungskonzept sehr eng führten. Erweiterungen dieses Ansatzes in Bezug auf andere Lebensalter seien deshalb notwendig.

Eine zweite Themenrunde bezog sich auf neue Entwicklungen und Potenziale in methodisch-methodologischer Perspektive. Christine Wiezorek bezeichnete die Erwachsenenorientierung als Problem, z.B. in der Rede über Habitus, über die Akteur*innen verfügen, was strukturdeterministische Perspektiven reproduziere, die doch gerade aus einer qualitativ-rekonstruktiven Perspektive vermieden werden sollten. Entwicklungs- und Lernprozessen müssten in ihrer Breite in den Blick kommen (z.B. auch als gewaltförmige Prozesse). Rainer Winter nannte die Hinwendung zu Subjektivität als zentralen Aspekt, der zwar bereits in der Psychoanalyse zu finden sei, allerdings seien dort die Analytiker noch die Experten. Er stellte Perspektiven wie bei Paolo Freire dagegen, um eine solche Wissenshierarchie zu überwinden: Ziel sei eine Selbstartikulation der Akteur*innen im Prozess der Forschung, in dem sich die Forscher*innen wie auch die Forschungspartner*innen verändern. Es müsse hier sogar über die Idee der „aktiven Gleichheit“ nachgedacht werden und die Forscher*in trete in den Hintergrund. Qualitative Forschung könne solchen Stimmen Raum geben.

Im Plenum wurde auf das grundsätzliche Repräsentationsproblem verwiesen. Angemerkt wurde, dass mit der Methodisierung ein Einfluss partizipatorischer Forschung abgenommen habe. Winter wies auf die US-amerikanische Forschung hin, wo Publikationen zu partizipatorischer Forschung stärker wahrgenommen werden. Eine Frage sei daher auch, weshalb Methodisierung und partizipatorische Forschung gegeneinandergestellt werden, zumindest in der deutschsprachigen Diskussion.

Christine Wiezorek kommentierte, dass jede Forschung auf Partizipation abzielen sollte. Ansonsten liefe die Forschung Gefahr paternalistisch zu sein, indem Forscher*innen bereits vorab wüssten, wessen Stimme nicht gehört werde. Differenzen zwischen Position der Forscherin und derjenigen, die in den Blick gerieten, müssten berücksichtigt werden (z.B. erwachsene Forscherin und Jugendliche). Winter gab zurück, dass es gerade nicht um Bevormundung gehe, sondern um das genaue Gegenteil, denn die Pluralität der Stimmen im Feld müssen zu hören sein und Räume der Ermächtigung seien zu öffnen. Im Plenum wurde angemerkt, dass die Eindeutigkeit von (politischen) Positionen nicht mehr in der gleichen Weise denkbar sei wie in den 1970er-Jahren.

In der Diskussion wurde darauf verwiesen, dass es nicht nur um die Möglichkeit der Artikulation, sondern auch um machtvolle Regeln gehe, die ein Gehörtwerden erst ermöglichen. Das betreffe auch wissenschaftliche Darstellungsstrategien einschließlich einer Methodisierung, um in der wissenschaftlichen Community Gehör zu finden. Christine Wiezorek bezog sich daraufhin auch auf die Sprachbasiertheit der Forschung als Begrenzung des Gehörtwerdens, weil fundamentale Entwicklungsprozesse am Beginn des Lebens nicht „der Rede wert“ seien.

Es wurde die Frage aufgeworfen, inwiefern von einer spezifisch deutschen Tradition im Umgang mit Forschungspartner*innen gesprochen werden könne, worauf Rainer Winter anmerkte, dass es nicht nur einen Zugang gebe. Daran schloss sich eine Frage zur Forscher*innenrolle und dem Feldzugang an: alltagsweltlicher gegenüber institutionellem Zugang zu Forschung, z.B. in Sozialpädagogik oder Schulforschung – welche Verstrickung sind damit für Forschung von Beginn an gegeben? Winter verwies auf die Studie von Paul Willis „Learning to Labour“ und auf die Gofmann-Tradition, die den institutionellen Zugang im Feld der Cultural Studies realisierten. Wiezorek ergänzte, dass es ebenfalls wichtig sei, als Erwachsene im Feld positioniert zu sein. Die Forschung von Paul Willis zeige zudem, wie auch Alltagswelten über einen Zugang über Institutionen in den Blick geraten können.

Im Plenum wurde die Frage der Grenze zwischen Forschung und Politik aufgeworfen sowie auf unterschiedliches Interesse der verschiedenen Akteur*innen an partizipativer Forschung hingewiesen. Differenzen seien im Forschungsprozess von entscheidender Bedeutung. Rainer Winter antwortete, dass das Konzept der „aktiven Gleichheit“ noch auf anderer Ebenen angelagert sei. Es gehe gerade darum, von den Forschungspartner*innen etwas zu lernen (vgl. Rancieres „Unwissender Lehrmeister“).

In der dritten Themenrunde wurden die Herausforderungen der Methodenausbildung in den Disziplinen angesprochen: Wo soll es eigentlich hingehen? Welche Rolle spielen dabei Interdisziplinarität? Rainer Winter ergänzte, dass dabei auch Grenzen – z.B. zwischen Forschung und Politik – zu überwinden seien. Methodenausbildung sei seiner Meinung nach mit Ideen sozialer Gerechtigkeit und aktiver Gleichheit zu verbinden und qualitative Forschung mit Formen von Aktivismus zu verknüpfen. Christine Wiezorek hielt dagegen, bestimmte Thematiken der sozialen Gerechtigkeit sollten stärker in das professionelle Tun verlagert werden und nicht Forschungsanspruch sein: Forschung habe den Vorzug, dass handlungsentlastet über Dinge nachgedacht werden kann. Die Frage nach sozialer Gerechtigkeit dürfe nicht immer mitgedacht werden müssen, um Perspektiven offen zu halten. Zur Frage der Methodenausbildung wurde kritisch angemerkt, dass immer wieder eine Reduktion auf eine methodische Technisierung passiere, ohne dass über Erkenntnisinteressen nachgedacht werde. Hier wurde als ein Qualitätsmerkmal genannt, dass man sich mit der Forschungspraxis anderer beschäftige und schlicht Studie lese.

Dienstag, 8. November 2016

Keynote I von Daniel Wrana (Liestal, Schweiz)

In seinem Vortrag „Rezeptionspraktiken in der Diskursanalyse zwischen Linguistik und Sozialwissenschaften: Disziplinäre Perspektiven und Gegenstandskonstruktionen“ setzte sich Wrana aus diskursanalytischer Perspektive mit den disziplinären Selbstverortungen und Abgrenzungsbewegungen innerhalb der Diskursforschung auseinander. Einführend stand die Frage unterschiedlicher Lesarten der Diskursforschung in Bezug zur Disziplinarität im Raum. Inwiefern handele es sich im Feld der Diskursforschung z.B. um einen je eigenen disziplinären Zusammenhang, als erziehungswissenschaftliche, soziologische oder linguistische Diskursforschung, oder inwiefern werde sich zwar mit einem je eigenen Themen- und Gegenstandsbereich doch auf unterschiedliche Disziplinen bezogen, z.B. als eine soziologisch orientierte Diskursanalyse mit einem erziehungswissenschaftlichen Gegenstandsbereich. Drittens seien aber auch Muster einer eigenen Disziplinbildung beobachtbar, wie etwa ein eigener Masterstudiengang Diskursanalyse in Augsburg.

Nachdem er aufgezeigt hatte, wie spannungsreich eine Standortbestimmung der Diskursforschung sei, wandte Wrana die diskursanalytische Perspektive auf die Frage der Herstellung von Disziplinarität selbst an, und zwar in drei Schritten: Zunächst mit Blick auf die disziplinären Selbstverortungen ausgewählter Akteure der zeitgenössischen Diskursforschung, zweitens in einer wissenschaftshistorischen Blickachse auf die Herausbildung von Disziplinarität im 19. Jahrhundert sowie drittens mit Blick auf konkurrierende Analysemodelle der Diskursforschung, die in ihren jeweiligen Disziplinbezügen spezifiziert werden. Anhand von einschlägigen Grundlagentexten aus Soziologie und Linguistik zeigte Wrana die Konstruktion konkur-

rierender disziplinärer Einordnungen innerhalb dieser Disziplinen, wohingegen weitere Disziplinbezüge als bloß rezipierende Fächer untergeordnet würden, obwohl es sich bei der Diskursforschung von Beginn an um ein transdisziplinäres Forschungsfeld gehandelt habe. Mit dem Entstehen neuer Forschungsfelder seien hier jeweils Strategien der disziplinären Vereinnahmung zu beobachten.

Um solche Grenzziehungen nachvollziehbar zu machen, untersuchte Daniel Wrana die Geschichte von Legitimationskämpfen zwischen unterschiedlichen, sich neu konstituierenden Disziplinen, die im 19. Jahrhundert aus der philosophischen Fakultät hervorgingen. Diese gründeten sich im Kern auf die Frage des jeweils angemessenen Modells von Wissenschaftlichkeit, vor allem hinsichtlich des methodologischen Zugriffs und eines eigenständigen Gegenstandsbereichs. Seitens der Naturwissenschaften lief die Argumentation auf einen Universalanspruch nomologischer Aussagen hinaus, wohingegen in Philologie und Geschichte als frühe geisteswissenschaftliche Disziplinen die Eigenlogik des Menschlichen betont wurde, die sich unter keine logisch-kausalen Gesetzen subsumieren lasse. Doch die jungen Fächer hätten schon deshalb keine klaren Grenzen, weil diese selbst Gegenstand wissenschaftspolitischer Kämpfe um Autonomieansprüche waren. So zeichnete Wrana auch die Entstehung der Erziehungswissenschaft als eigenständige Disziplin vor dem Hintergrund diskursiver Strategien zur Spezifizierung von Theoriebezug, Methodologie und Gegenstandsbereich nach. Disziplinäre Grenzen entstünden vor dem Hintergrund von Machtverhältnissen und Kämpfen um abgegrenzte Territorien und Methodologien. Letztere bezeichnete Wrana als intellektuelle Techniken, die zugleich als Mittel in diesen Kämpfen eingesetzt würden. Dem entgegen befänden wir uns gegenwärtig in einer Phase, in welcher disziplinäre Grenzen erneut unscharf würden.

Wrana nahm als letzten Schritt diese intellektuellen Technologien genauer in den Blick, wobei er für die Diskursforschung exemplarisch eine Gegenüberstellung von Strukturalismus und Hermeneutik fokussierte, die etwa bei Rainer Keller vereinfachend im ersten Fall der Linguistik, im anderen Fall der Soziologie zugeordnet würden. Wrana zeichnete eine Genealogie von Hermeneutik einerseits und der Rhetorik als Vorläufer einer frühen Form von Diskursanalyse andererseits in der europäischen Wissenschaftsgeschichte nach. Vor allem anhand der Geschichte religiöser Auslegungstechniken der Bibelexegese, etwa auch am Beispiel des Widerstreits zwischen Katholizismus und dem sich neu konstituierenden Protestantismus sowie später über Philosophiegeschichte und einer sich herausbildenden sozialwissenschaftlichen Hermeneutik mit Max Weber und Alfred Schütz, zeigte Wrana die Vielgestaltigkeit und Wandelbarkeit dessen, was als eine Entstehungsgeschichte der Hermeneutik gefasst werden könnte. Als Gegenstandskonstruktion einer dazu opponierenden Forschungstechnik skizzierte er anschließend ausgehend vom Ende des 19. Jahrhundert die ersten Ansätze des Strukturalismus und ihrer weiteren Entwicklung. Entgegen der Zuschreibung, das strukturelle Denken sei aus der Linguistik importiert, fasste Wrana dieses als eine transdisziplinäre intellektuelle Technologie früher Denkbewegungen in Physik, Biologie und

Gestaltpsychologie. Wrana folgte dem Weg des strukturalistischen Denkens bis zu den schließlich poststrukturalistischen Konzeptionen in den Sozialwissenschaften. Letztlich sei angesichts ihrer Entwicklungsgeschichte mit ihren Wechselwirkungen weder eine scharfe Grenzziehung zwischen beiden Analysemodellen noch eine klare disziplinäre Zuordnung annehmbar. Vielmehr gerate wissenschaftshistorisch ein Terrain von Analysemodellen in den Blick, an denen sich disziplinäre Grenzen ausbildeten.

Donnerstag, 10. November 2016

Keynote II von Shirley Steinberg (Calgary, Kanada)

Shirley R. Steinberg stelle sich zu Beginn ihrer Keynote als kritische Pädagogin und Forscherin vor. Ihr wissenschaftlicher Hintergrund seien die Cultural Studies. Die US-amerikanische Hochschullehrerin lehrt in Kanada an der University of Calgary. Gegenstand Ihres Vortrags war die Forschungsperspektive der „bricolage“ (Claude Lévi-Strauss).

Sie eröffnete ihren Vortrag unter dem Titel „Critical Qualitative Research: Employing the Bricolage“ mit dem Statement, dass sie eigentlich vorhatte über einen Film zu sprechen, doch angesichts der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten der USA habe sie ihren Vortrag geändert, um den aktuellen Geschehnissen gerecht werden zu können. Ihr Vortrag sei daher als ein gemeinsames Denken im Plenum angelegt und entwickle eine Reflexion darüber, wie die aktuellen politischen Ereignisse im Sinne einer kritischen, qualitativen Forschungshaltung einzuordnen seien.

Als Ausgangspunkt Ihrer Denkbewegung nannte sie die Kritische Theorie der Frankfurter Schule und die Auseinandersetzung mit dem Thema „Macht“. Die Wahl zum US-Präsidenten bezeichnete sie als machtvolleres Ereignis, das auf alle, auch die Zuhörenden, einen großen Einfluss haben werde. Gegenstand kultureller Analysen könne nahezu alles sein. Eine Unterscheidung zwischen „high“ und „low culture“ lehne sie dabei entsprechend der Forschungstradition der Cultural Studies ab. Aus ihrer Perspektive sei es insbesondere wichtig, gesellschaftsrelevante Differenzen zu betrachten. Solche Differenzen kennzeichneten etwa auch populäre Fernsehsendungen wie „South Park“, die sie in der Vergangenheit bereits untersucht habe.

Hinsichtlich der Präsidentschaftswahl benannte sie als wesentliches Problem, dass es wahlbegleitend nahezu keine kritische Kulturforschung gegeben habe – keine wissenschaftlich fundierte Reflexion, was gesagt wurde. Insbesondere auch die Medien seien dabei nicht hinterfragt worden. In einer Zeit, in der George Orwells Roman „1984“ geradezu Gegenwart geworden sei, sei es aus ihrer Perspektive besonders geboten, daran zu arbeiten, die nächste Generation noch intensiver zu einer kritischen Haltung gegenüber Medienangeboten zu erziehen.

Auf ihre Forschungshaltung zurückkommend merkte sie an, dass kritische Kulturforscher*innen immer interdisziplinär forschen müssten. Auch in der Rolle als Pädagogen (educators) sei es geboten, sich mit vielen disziplinären Bereichen zu beschäftigen. Das Forschungsfeld der Kultur fasst sie dabei als „the patterns that happen in society“. Forschend sei zu fragen, welche Glaubenssätze, Kultu-

ren und Politiken sich wie veränderten. Welche Symbole seien präsent? Hinsichtlich der Medienlandschaft fragte sie, ob „Kultur“ nicht vorrangig in den Medien prozessiert werde. In jedem Fall aber seien Medien heutzutage entscheidende Impulsgeber.

Ein Film, der diese Frage sehr gut illustriere, sei „The Gods must be crazy“. Steinberg erläuterte, dass hier vortrefflich gezeigt werde, wie die Kultur einer Gesellschaft durch eine einzige Intervention beeinflusst werden könne. Eine Cola-Flasche fällt in noch von Zivilisation weitestgehend unberührte Hände und verändert alles. Als weiteres Beispiel führte Sie eine Studie zu den Fidji-Inseln an, auf denen sog. Zivilisationskrankheiten wie Magersucht erst dann entstanden als das Fernsehen Einzug hielt. Kulturelle Interventionen veränderten die Welt. Forscherisch sei es wichtig, insbesondere auf den Alltag zu schauen und entsprechende Wissensbestände wie auch Nicht-Wissen zu analysieren. So auch im Hinblick auf die Präsidentschaftswahl. Hier sei eine Forschungsfrage: „How do we make sense of the events of the past year?“ Wie sei die globale Lage im Hinblick auf Kommunikation zu verstehen? Die Herausforderung sei auch das zu erforschen, was nicht ist. Für eine qualitative Perspektive gehe es dabei bekannterweise nicht um hypothesenprüfende Ansätze. Hypothesen würden erst im Verlauf des Prozesses aus diesem heraus gebildet. Eine bescheidene Haltung, die wirklich offen fragt, sei dafür zentral.

Exemplarisch entwickelte Steinberg Fragen, die in kritischer qualitativer Forschung relevant seien:

- Wie kann das komplizierte Verhältnis von Macht und Wissen analysiert werden?
- Wie erlangen wir Wissen und wie hängt dieses mit Macht zusammen?
- Welche Autoritäten legitimieren Wissen?
- Wer wird in diesem Prozess assimiliert, internalisiert, transformiert und wer widersteht?
- Wie verhandeln („negotiate“) wir das, was wir selbst sehen?
- Wie werden kulturelle Differenzen in die Körper eingeschrieben? Wie formen Differenzkategorien das Bewusstsein? Welche Rolle spielt Identität in der Verarbeitung von Wissen?

Steinberg verwies auf die Standortgebundenheit der Forscher*innen, die stets mit beachtet werden müsse, gerade auch im Hinblick auf eine häufige Verortung in der westlichen Welt.

Im Weiteren führte Steinberg die Perspektive der „Bricolage“ als eine Kritik am Positivismus ein. Entwickelt von Levi-Strauss in den 1960er-Jahren sei diese wie ein „Werkzeugkasten“ zu verstehen. Der Kern von „Bricolage“ sei, dass unterschiedliche Instrumente genutzt werden, um etwas zu bauen. Wenn man Forschung im Sinne von „Bricolage“ betreibe, seien viele unterschiedliche theoretische Perspektiven miteinzubeziehen.

Es zeige sich, dass die Kanäle untersucht werden müssten, über die Wissen gefiltert wird. Kommunikationstheoretisch werden Informationen vom Sender zum Empfänger immer über einen Kanal geleitet. Aufgabe der Forschung sei es daher, sich diesen Kanal genau anzusehen. Ein Fehler hinsichtlich der US-Wahl sei gewesen, dass den Kanälen noch zu wenig kritisches Misstrauen entgegengebracht worden sei. Dieses Misstrauen sei auch bei ihren Studierenden zu wenig zu finden. Misstrauisch zu sein bedeute zu verstehen, dass das, was Menschen als Information bekommen, nicht „Wahrheit“ sei. Es gehe nicht um richtig oder falsch, sondern darum, skeptisch zu bleiben.

Shirley Steinberg wandte sich daraufhin der Semiotik zu. Mit dieser Analyseperspektive hätte man z.B. schon früh im Wahlkampf feststellen können, dass Trump auf Abbildungen immer in der Mitte der republikanischen Kandidaten zu finden war. Es sei eine neue Forschungskultur notwendig, die den Wegen der Macht und des Geldes folge. Hier verwies Steinberg auch darauf, dass es nur sechs große Konzerne weltweit gebe, denen die „Mainstream“-Medien gehören.

Nach einigen Kommentaren entwickelte sich eine darüber hinausführende Diskussion, inwiefern der Rechtsruck in vielen europäischen Ländern als „Roll-Back“ bezeichnet werden könne, oder es sich tatsächlich um eine neue politische Entwicklung handele. Steinberg benennt 9/11 als Ereignis, mit dem in der westlichen Welt Rassismus wieder legitimiert werde. Dies sei der Ankerpunkt für eine gegenwärtige Öffentlichkeit der Fremdenfeindlichkeit. Der Rassismus sei zuvor viel latenter gewesen: Erst nach 9/11 wurde es legitim, öffentlich rassistisch zu sein.

Aus dem Plenum wurde nachgefragt, wie gegenwärtige Ereignisse, bspw. Fotos aus dem Wahlkampf, gedeutet werden könnten. Steinberg betonte die Wichtigkeit, versteckte Agenden zu identifizieren. Hier nannte sie exemplarisch die Dekonstruktion des Rassismus in Disneyworld. Dieses Wissen könne als informierte/r Konsument*in genutzt werden. Es müsse zu einer Verdichtung von Informationen kommen. Da es nicht einfach eine Wahrheit gebe, müssten immer mehrere Perspektiven einbezogen werden, was in der Lehre wie auch in „action research“ möglich sei, durch die Menschen irritiert werden könnten.

Abschlussplenum mit der Evaluation der Winter School 2016

Die Winter School 2016 wurde von einer dreistufigen Evaluation begleitet, in welcher die Teilnehmenden zu Beginn sowie am dritten Tag zu ihren Motivationen und Eindrücken befragt, die Befragung daraufhin ausgewertet und abschließend mit den Teilnehmenden diskutiert wurden. Die Abfrage wurde über mehrere, mit einzelnen Fragen bedruckte Karten realisiert. Sechs Fragen bildeten insgesamt drei Evaluationsdimensionen ab:

Zu Beginn der Veranstaltung wurden von den Teilnehmenden (1) zunächst ihre Motivationen und Erwartungen erfragt. Am dritten Tag wurde von den Teilnehmenden (2) eine Einschätzung zu ihrem inhaltlichen Fortkommen sowie (3) zur Struktur und Organisation der Winter-school erbeten:

In der Auswertung wurden zu den Antworten hinsichtlich jeder Dimension ‚Cluster‘ gebildet und die Antworten detailliert aufbereitet. Die Evaluationsergebnisse wurden den Teilnehmenden anschließend während des Abschlussplenums präsentiert und mit ihnen diskutiert.

Insgesamt fielen die Ergebnisse dabei äußerst positiv aus. Mit Blick auf die Motivationen und Erwartungen (Dimension 1) wurde deutlich, dass neben der Frage nach der Interdisziplinarität in der qualitativen Bildungsforschung – also dem Hauptthema der Winter School 2016 – die Möglichkeit zur gemeinsamen Interpretationsarbeit, zur Vernetzung sowie zur Diskussion methodisch/methodologischer Fragen auch das Interesse am Programm allgemein sowie an

spezifischen Akteur*innen der Winter School (Referierende, Arbeitsgruppenleiter*innen) ausschlaggebend für die Bewerbung zur Teilnahme waren. Demnach stellte das Gesamtkonzept der Winter School einen wesentlichen Grund für die Bewerbungen dar.

Hinsichtlich des eingeschätzten Wissenszuwachses (Dimension 2) wurde deutlich, dass die methoden- wie gegenstandsbezogene Perspektiverweiterungen von den Teilnehmenden als sehr ausgeprägt beurteilt wurden, wenngleich von einer Teilnehmer/in zu präziseren Absprachen hinsichtlich der Materialdiskussionen angeregt wurde. Darüber hinaus beschrieben die Akteur*innen ‚anregende Impulse‘ sowie eine Öffnung des eigenen Blicks durch den Austausch und die Beschäftigung mit den Projekten anderer als Bereicherung. Zum Nachdenken über Interdisziplinarität haben vor allem die Plenarveranstaltungen beigetragen. Als ein wesentlicher Effekt wurde von den Teilnehmenden die Anregung zur Reflexion disziplinärer Verortung als historisch gewachsene Setzung normierenden Charakters geschildert.

Ausdrücklich positiv beurteilt wurde die Organisation der Winter School vor Ort, was sowohl die Rahmenbedingungen und das Rahmenprogramm als auch die Abläufe, Strukturierung und Rhythmisierung der Winter School betrifft. Ebenfalls wurde die personelle Besetzung der Plenarveranstaltungen als sehr gut beurteilt. Mehr Raum sollten den Teilnehmenden zufolge die Workshops und Peerwerkstätten erhalten.

Die einzelnen Veranstaltungsformate wurden für ihre ausgewogene und bereichernde Kombination ausdrücklich gelobt, ebenso die ertragreiche Kontinuität der gemeinsamen Arbeit über die gesamten letzten drei Tage unterstrichen. Workshops und Peerwerkstätten wurden als gute Vertiefungsformate beschrieben, die sich durch inhaltliche Vielfalt auszeichneten und den Teilnehmenden entsprechend unterschiedliche Eindrücke in andere Methoden/Methodologien und aktuelle Projekte gewährten. Kritisch wurde die Ähnlichkeit im Vorgehen zwischen Workshops und Peerwerkstätten angemerkt und schließlich vorgeschlagen, beide Formate noch stärker voneinander abzugrenzen, indem die Workshops als inputorientiertes, die Peerwerkstätten hingegen als interpretationsorientiertes Format organisiert sind. Ebenso wurde angeregt, die Zusammensetzung der Peerwerkstätten stärker zu strukturieren (z.B. entlang der Kenntnisstände bzgl. der dort präsenten Methoden/Methodologien).

Nahezu ausschließlich positiv wurde die Diskussionskultur während der Winter School beurteilt. Gelobt wurden der angenehme, gewinnbringende und wertschätzende Umgang, die Offenheit und Konstruktivität in den Diskussionen sowie die Gruppengröße. Angeregt wurde noch eine stärker diskussionsfördernde Gestaltung der Sitzordnung in den Plenarveranstaltungen.

Zusammenfassend lassen sich, abgesehen von der sehr positiven Einschätzung hinsichtlich inhaltlicher Fragen sowie mit Blick auf Möglichkeiten der gemeinsamen Arbeit, der Vernetzung und ‚Horizontenerweiterung‘, einige allgemeine Rückschlüsse für die Organisation des Formats Winter School ziehen. Zunächst hat sich die Kombination aus unterschiedlichen Veranstaltungsformen (Plenum, Workshop, Peerwerkstatt, Rahmenprogramm) erneut bewährt. Sowohl die Abwechslung unterschiedlicher Interaktionsformen (Input & gemeinsame Arbeit)

als auch das Konzept zu deren ‚Rhythmisierung‘ haben sich als tragfähig und gewinnbringend erwiesen. Daneben hat das Thema der Interdisziplinarität offenbar die Bedarfe der Bewerber*innen getroffen und sich in der Winter School selbst angemessen wiedergefunden. Modifikationen wären indes auf zwei Achsen angebracht: Erstens wäre eine noch schärfere Trennung zwischen den Formaten Workshop und Peerwerkstatt wünschenswert, zweitens wäre zu überlegen, ob (und ggf. nach welchen Kriterien) die Gruppenzusammensetzung in den Peerwerkstätten noch anders vorzustrukturieren wäre. Die letzte Frage wäre jedoch vom Bewerber*innenfeld einer etwaigen weiteren Winter School zur Qualitativen Bildungsforschung an der Universität Duisburg-Essen abhängig.